Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 17

Artikel: So wohnen wir, so möchten wir wohnen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-963592

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Haben Sie das gehört?

Falscher Alarm

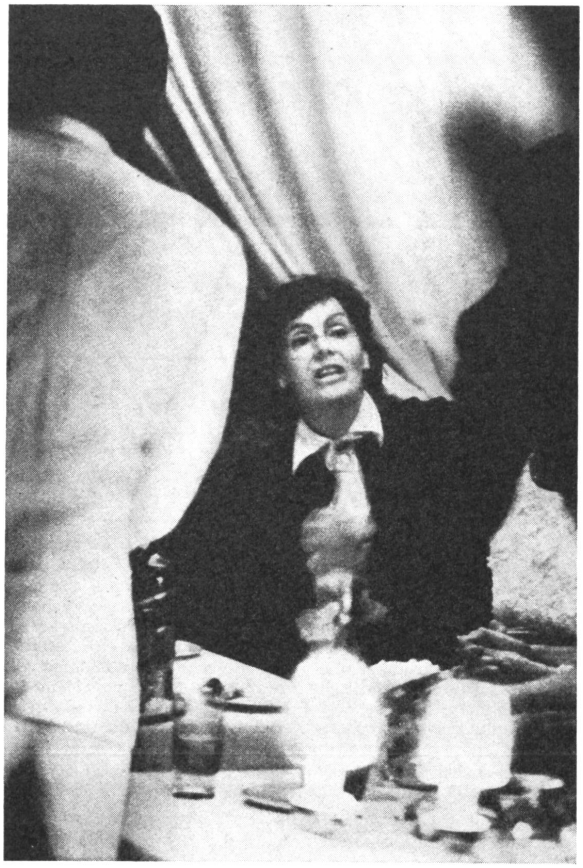
ZS. Die Entdeckungen alter, hebräischer Schriften häufen sich. An Ostern verbreitete die angesehene französische Zeitung «Le Figaro» auf dem Ehrenplatz in Fettdruck die Nachricht, es sei ein 5. Evangelium aufgefunden worden. Dieses enthalte nichtsweniger als eine detaillierte Erzählung der Ereignisse kurz nach dem Tode Jesu auf Grund eines zeitgenössischen Zeugnisses des Hohepriesters Gamaliel. Nach jüdischer Ueberlieferung war dieser damals « Rabban », der höchste Meister in Jerusalem und erfreute sich eines guten Rufes als kluger und gemäßigter Hohepriester. Im Synedrion, dem obersten Gericht in der Hauptstadt, vertrat er eher tolerante und weitsichtige Auffassungen. Er war auch Lehrer des spätern Apostels Paulus.

Der Fribourger Universitätsprofessor van den Oudenrijn vom Dominikanerorden soll die Schrift letztes Jahr in einem äthiopischen Manuskript des XV. Jahrhunderts aufgefunden haben. In einer Predigtsammlung des ägyptischen Bischofs Cyriacus (ca. VIII. Jahrhundert), die aus einem arabischen Text stammt, der selbst wieder aus der koptischen Sprache übertragen wurde, sind ca. 10 Seiten dieser Gamalielschrift enthalten. Einige Fragmente kannte man schon lange und vermutete gestützt darauf ein «Evangelium Gamaliel». Die Neuentdeckung löste begreiflicherweise in den letzten Monaten eifrige Diskussionen aus. Nun hat im französischen Radio ein Theologe, A. de Moine, über das Resultat der Untersuchungen in einer Art berichtet, daß von einer endgültigen Erledigung der Angelegenheit gesprochen werden kann.

Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß die neue Schrift in die Gruppe der «Apokryphen» gehört, die von der Aufnahme in die Bibel ausgeschlossen sind, obschon sie ein biblisches Thema behandeln und sehr alt sind. Meist sind sie aus dem Wunsch entstanden, Lücken der Erzählung in den Evangelien auszufüllen oder eine abweichende Meinung durch angebliche Aussprüche von Christus oder den Aposteln zu stützen. Episoden und selbst Personen sind darin oft in heiligem Eifer erfunden, um Eigenschaften des christlichen Glaubens besonders herauszuheben und Christus in noch größerem Glanz erscheinen zu lassen. Auch Briefe wurden zu diesem Zwecke schon gefälscht, zum Beispiel solche, die zwischen Pilatus und Herodes über Jesus gewechselt worden seien.

Das «Evangelium des Gamaliel» bewegt sich nach dieser Sendung auf gleicher Ebene. Unsere historischen Kenntnisse über die damaligen Vorgänge erhalten nicht die leiseste Vermehrung, es wird nur Altbekanntes in etwas anderer Form gebracht. Dagegen versucht hier Pilatus, die Verteidigung Christi zu führen. Es wird eine lange Geschichte von einem Leintuch erzählt, in welches Christus nach dem Tode gehüllt worden sei. Dieses wird zum Anlaß eines Streites zwischen Pilatus und den Hohenpriestern, der schließlich durch die Auferstehung zu Ungunsten der letztern entschieden wird. Das Haus des Rabban wird durch die über den Tod Christi aufgebrachte Menge zerstört. Schließlich wird Pilatus nach Rom abberufen, wo er wegen seines Glaubens an Jesus den Märtyrertod erleidet, den er mit Freuden auf sich nimmt. In der Sprache und Gestaltung der Schrift beweist der Verfasser ein gewisses Fingerspitzengefühl und Würde.

Aber ein Vergleich dieser ausgeklügelten Geschichte mit den knappen und klaren Evangelien zeigt, daß man es auch hier mit einem zwar sehr alten, weit zurückliegenden Versuch zu tun hat, die Evangelien zu vervollständigen und zu bereichern, ohne daß dabei auf die Wahrheit Rücksicht genommen wurde. Es herrscht hier ein ganz anderer Geist als in den Evangelien, auch ein anderer Geschmack. Trotzdem kann der Text nützlich sein, denn er ist immerhin ein Zeugnis für die Mentalität seiner Urheber und manches kann aus ihm geschlossen werden, nur nicht das, was der Verfasser beabsichtigte. Außerdem ist er ein weiterer Beweis für die allerdings schon bekannte Tatsache, daß damals Christus und das Geschehen um ihn allein im Vordergrund stand. Selbstverständlich aber hatte dieses es nicht nötig, durch die Phantasieprodukte wohlmeinender Menschen ausgeschmückt zu werden. Sicher ist auch Gamaliel nicht der Verfasser; der Sprache nach muß das Dokument bedeutend später als dessen mutmaßlicher Tod abgefaßt worden sein. Es verdient deshalb keine größere Aufmerksamkeit und stellt nicht einmal einen Beitrag zu den Evangelien dar, geschweige daß es, wie behauptet, ihnen zur Seite gestellt werden könnte.



Greta Garbo, sonst für Photographen unzugänglich, zeigte sich während ihrer letzten Ferien umgänglicher.

Von Frau zu Frau

So wohnen wir, so möchten wir wohnen

EB. So hieß kürzlich eine Radiosendung. Es war darin die Rede von Mißständen, von der berüchtigten Wohnungsnot, von fehlenden sanitären Einrichtungen usw. Und dann war darin die Rede von allerlei neuen und neuartigen Versuchen, der Misere zu begegnen, von Versuchen in Deutschland, in Schweden und in Frankreich. Die Schweiz wurde in dieser Sendung stillschweigend übergangen, und wenn alle neuen «Versuche» so sind, wie einer, den ich kürzlich sah, so ist sie mit gutem Recht übergangen worden.

Ich habe neulich den Plan einer neuen Siedlung gesehen, deren Ersteller sich über die Architekten jener langweiligen, gleichförmigen, zwei- und dreistöckigen Siedlungen sicher weit erhaben fühlen. Man denke: Es kommen Hochhäuser in dieser Siedlung vor, und weite, grüne Plätze bilden die Lunge. Man weiß, was sich gehört und ist sehr «modern» eingestellt. Nun, die nächste Bauetappe soll also vierstöckige Reihenhäuser aufweisen, und die Front wird, was man architektonisch so schön nennt: «gegliedert». Man denkt nicht nur modern, man denkt «sozial». Man denkt an Kinder, in dem Sinne nämlich, als man neben dem Elternschlafzimmer zwei Kinderzimmer vorgesehen hat. Dazu kommt ein Wohnzimmer, Bad und Küche. Es können also ohne weiteres 4—6 Personen in diesen Wohnungen wohnen.

Nur wohnen, nicht leben. Es haben in keinem der Kinderzimmer zwei Betten Platz — außer vielleicht einer Wiege und einem Klein-

kinderbett. Und man schickt sich nur schwer drein, daß eine Familie mit 2—3 Kindern (oder gar 4) im *einzigen* Aufenthaltsraum von 4 × 4 Metern «leben» soll. Wo bleibt da die Möglichkeit des Bastelns, der persönlichen Entfaltung?

Ganz schlimm aber scheint mir die Küche zu sein. Sie ist nämlich genau zwei Meter und fünf Zentimeter breit. Davon gehen noch 60 cm für Herd, Spültisch usw. ab, bleiben also noch rund ein Meter und 40 Zentimeter. Dahin muß ein Tisch gestellt werden, an dem eine Familie von 4—6 Personen essen soll. Und im Zwischenraum soll sich eine arbeitende Person noch bewegen können ... Die Familie soll nicht in der Küche essen? Es ist aber keine Diele vor der Küche geplant, in der sich essen ließe, und die einzige Stube liegt abgewinkelt von der Küche, so daß das Hin- und Hertransportieren der Gerichte und des Geschirrs zu zeitraubend und zu kompliziert wird. Ganz abgesehen davon, daß in dieser Stube wahrscheinlich der einzige größere Tisch der Wohnung stehen wird, an der die Familie sich beschäftigt und spielt, an der die Kinder auch ihre Aufgaben machen. Und vor jedem Essen soll alles abgeräumt werden, auch wenn man in fünf Minuten fertig wäre? Wieviel des überflüssigen Verdrusses!

Ich weiß, es gibt Architekten, die die Familien dazu «erziehen» wollen, nicht mehr in der Küche zu essen. Sie machen es zum Beispiel so, daß sie die Küche ganz einfach so klein oder so unmöglich gestalten, daß kein Tisch mehr darin Platz hat. Kreuzdonnerwetter, sie würden gescheiter zuerst sich selber erziehen und an das Leben denken, das eine solche Familie führt oder führen möchte und versuchen, ihnen dieses Leben zu ermöglichen. Sie sollten ihnen zu ihrem eigenen Lebensstil verhelfen, anstatt ihnen einen fremden aufgepfropften aufzuzwingen. Oder wenn sie sie erziehen wollen, so dürften sie sich wenigstens die Mühe nehmen, die Wohnung so zu gestalten, daß man ohne Umtriebe und Schwierigkeiten so leben kann, wie sie meinen, daß es alleinseligmachend sei. Notabene: bei mir ißt man nicht in der Küche, ich spreche also nicht pro domo. Es kommt übrigens bei diesem Projekt noch etwas weiteres dazu: Vor der Küche durch läuft ein Balkon. Welch menschliche, humane Idee! Frische Luft, nicht wahr — zurück zur Natur und so weiter. Aber dieser Balkon ist erstens vom Arbeitsraum der Hausfrau aus nicht zugänglich, und zweitens wird er beidseitig in der Senkrechten durch durchgehende Mauern getragen. Wiederum: Er erschwert das Berufsleben der Hausfrau; er nimmt ihr eine Menge Licht und kostet sie eine Menge überflüssiger Schritte.

Und das nennt sich «soziales» Bauen! Man sollte sich schämen, so etwas überhaupt zu bauen. Aber das Projekt ist genehmigt. Man kann nichts machen; es entspricht alles den Gesetzen und Vorschriften. Man baut also ich weiß nicht wieviele Wohnungen, die alles in sich haben, um ein gesundes Familienleben zu verunmöglichen, trotzdem sie äußerlich so «nett» aussehen und wahrscheinlich auch nicht zu teuer zu stehen kommen. Wann endlich baut man *wirklich* sozial, sozial in dem Sinne, daß man an die gesunde Entwicklung der kleinsten Zelle der Gesellschaft denkt? Geld, es kostet Geld, sagt man. Nein, ich bin überzeugt, daß es nicht mehr Geld kosten würde. Aber es kostet Ueberlegung, Sich-Einfühlen, neue Wege suchen. Es kostet wohl auch Mut, begangene Wege zu verlassen und eventuell sogar gegen überholte Gesetze und Vorschriften zu kämpfen. Ein bißchen Grün macht noch lange keine soziale Siedlung aus, besonders nicht, wenn die Kinder dieses Grün nicht einmal betreten dürfen, was leider vielerorts der Fall ist. Baut uns endlich Häuser zum Leben!

Die Stimme der Jungen

Film im Bergdorf

Chb. Da sitze ich hoch oben in einem Walliser Bergdorf und suche nach den Beziehungen zwischen diesem stillen, reizvollen Ort, wo man alle Eindrücke noch unverfälscht genießt, und dem vielgestaltigen Medium Film. Natürlich könnte ich mich freuen, für einige geruhsame Wochen dem aufdringlichen Betrieb der städtischen Kinos mit ihren vielen schlechten Filmen den Rücken gekehrt zu haben. Doch neben dem Gedanken an den auf einen Beitrag wartenden Redaktor, lassen sich die Liebe zum guten Film und das Verlangen, ihm zu seinem Recht zu verhelfen, auch hier oben nicht einfach totschweigen. Im Gegenteil, sie sind es, die Bergdorf und Film zu einem schlicht gesponnenen Netz von Betrachtungen verbinden.

Im Frühjahr und im Herbst steigen die Bewohner unseres Dörfchens wie jene so vieler anderer ins Rhonetal hinunter, ihre Rebberge zu bestellen und zu ernten. Da mag es sein, daß sich eines abends einige in Sion oder Sierre ins Kino setzen. Oft wird das kaum geschehen, denn böte sich diesen Bergbauern auch vermehrt Gelegenheit, besonders herzlich ist ihr Verhältnis zur flimmernden Leinwand nicht. Illusion und Phantasie stehen ihnen, deren Leben aufs Handfeste und Direkte ausgerichtet ist, ferner als uns Menschen des Unterlandes.

Selten genug einmal bezieht während des Winters ein Wanderkino im Nachbardorf Quartier. Eine jener ambulanten 16-mm-Tonfilmapparaturen, die auch in unserer mit Kinos dicht besiedelten Schweiz eine bedeutendere und verpflichtende — Aufgabe erfüllen, als man gemeinhin annimmt. Sie zeigen stets ein einfaches Programm, mit dem sie den Erwartungen möglichst der ganzen Talschaft Genüge tun. Ist eine solche Filmvorstellung doch immer ein Ereignis und der Werbefilm über die Herstellung von Blitzsuppen noch nach Tagen ebenso in aller Mund wie die aufregenden Abenteuer des Geierwally oder des Lawinenhundes Barry.

Weiter hinten im Tal — wo bereits Alpen die Maiensäße abgelöst haben — ist seit ein paar Jahren ein großes Kraftwerk im Bau. Ein eigentliches Barackendorf mit Kirche, Kantine und Gemeinschaftshaus nimmt die fünfhundert auf dieser einen Baustelle vereinten Arbeiter auf. Auch hier sind von Zeit zu Zeit Filme zu sehen, weniger sorgsam ausgewählte freilich und meist italienische, der Herkunft und dem Geschmack der zahlreichen am Bau beschäftigten Fremdarbeiter entsprechend.

Eines Tages brachten ein Jeep und ein unverwüstlicher alter Amerikanerwagen eine merkwürdige Ladung Leute nach hinten. In bunten, über die Hosen getragenen Hemden, mit weißen Schildmützen und Sonnenbrillen bewehrt, vollführten diese Italiener und Franzosen einen aufgeregten Betrieb, dessen Sinn sich erst offenbarte, als sie eine Kamera für Cinemascope-Aufnahmen aus dem Kofferraum schälten und mit ihr das stete Wachsen der Staumauer vom Talboden in die Felswände hinauf im Bild festzuhalten begannen. Deswegen pirschten sie sich an die Zementfahrer und deren Camions heran, sie installierten ihre komplizierte Apparatur auf, unter den Kiesbereitern, den Betonmischern und hängten sie samt einem kühnen Operateur gar an einen der quer übers Tal gespannten Kabelkrane. Andere wiederum zogen mit dem Mikrophon auf die Jagd nach den vielfältigen, charakteristischen Geräuschen und bannten das ohrenbetäubende Geknatter des mächtigen Bulldozer aufs Tonband.

Als die Equipe dem Bau eines Druckstollens gefolgt war und mit der unförmigen Kamera in die Nähe des Dorfes rückte, gab es für die einheimische Bevölkerung mit einem Mal viel zu staunen. Und abends im Wirtshaus lauschte man wieder, wenn am Nachbartisch die ausländischen Filmleute ebenso erregt wie begeistert von ihrer Arbeit sprachen.

An einem solchen Abend geschah es, daß der Schulmeister, der noch nicht lange das Seminar mit dem Dorfschulhaus vertauscht hatte, sich ins Gespräch der Fremden mischte. Bescheiden, jedoch mit fester Stimme richtete er an den Capo die Frage, es gebe doch auch schweizerische Filmleute, warum denn nicht diese statt der Fremden kämen, um aus dem Bau des Kraftwerkes einen Dokumentarfilm oder gar einen Spielfilm zu gestalten? Seiner Meinung nach wäre doch gerade dies ein für die Schweiz typisches und dankbares Sujet. Das mächtige Menschenwerk wachse in die kaum berührte, urwüchsige Natur hinein — gleichsam als ins Sinnbildliche erhobene Darstellung der im abgeschiedenen Tal erhalten gebliebenen Traditionen, die zusammenstießen mit den gewaltsam von außen nachströmenden Einflüssen moderner Denkart und Lebensweise.

Was sollte der italienische Capo auf derart wohlformulierte und begründete Gedanken entgegnen? Eigentlich konnte es ihm und seiner Gesellschaft nur recht sein, daß die Schweizer nicht vor ihnen an ein solches Filmsujet gedacht hatten. Aber etwas im Ausdruck des jungen Lehrers rührte ihn, so daß er weder witzig noch überheblich antwortete. Er meinte bloß ehrlich, gerade wer die jüngsten Produkte des Schweizer Spielfilms kenne, würde wohl nie verstehen, weshalb man einen solchen Stoff solange achtlos liegen lasse, bis sich das Ausland seiner bediente. Und er sprach dies in einem Ton, der, als das Gespräch längst anderswo weilte, noch immer bedauernd und betreten in den Balken der niedrigen Wirtsstube zu hängen schien.